

## Basler Chemie, Umbruch oder Entwicklung?

Autor(en): Dieter B. Füglistaller

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1981

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/e2530907-8808-467e-8452-84bdd3fec0f1>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

---

Dieter B. Füglistaller

# Basler Chemie, Umbruch oder Entwicklung?

---

«Forschungskonzentration bei Roche», «Trendumkehr bei Ciba-Geigy», «Gemeinkosten-Wertanalyse bei Sandoz» – drei Stichworte, welche in der ersten Jahreshälfte 1981 in der Basler Presse eingehend behandelt worden sind. Das ist verständlich. Die chemische Industrie hat für die Region Basel und vor allem für die Stadt und den Stadtkanton überragende Bedeutung; das Wohlergehen des Gemeinwesens hängt zu einem grossen Teil von der Prosperität der chemischen Industrie ab, und der Basler, dessen Verhältnis zur «Chemie» immer vielschichtig war, beobachtet die «grossen Drei» mit kritischem Interesse, das sich sofort in uneingestandene Sorge wandelt, wenn er Krankheitssymptome zu erkennen glaubt.

## *Magerere Chemiejahre seit 1973*

Tatsächlich war, weltweit gesehen, eigentlich kein einziges Jahr seit dem grossen Ölschock von 1973 ein wirklich gutes Chemiejahr. Was die Basler Handelskammer in ihrem Bericht für 1980 schreibt, hat für eine ganze Reihe von Jahren Gültigkeit: «Das Geschäftsjahr 1980 der Basler chemischen Industrie stand konzernweit unter dem Zeichen von relativ grossen Umsatzzuwachsraten einerseits und stagnierenden Erträgen andererseits. Diese Diskrepanz ist in erster Linie auf die Tatsache zurückzuführen, dass die Verkaufspreise nicht den Inflationsraten beziehungsweise den ge-

stiegenen Kosten angepasst werden konnten. Dies bedeutet eine generelle Margenverschlechterung der Chemie und signalisiert die Notwendigkeit von Rationalisierungs- und Sparmassnahmen aller Art sowie von Restrukturierungs- und Diversifikationsbemühungen. Diese sind im vergangenen Jahr verstärkt an die Hand genommen worden, wobei sich positive Resultate erst mittelfristig auswirken können. Die Chemie befindet sich in einer Phase der Konsolidierung.» Noch deutlicher wird die Regio Wirtschaftsstudie II, in welcher die unter Leitung von Prof. Dr. Alfred Bürgin stehende Arbeitsgruppe in wissenschaftlicher Trockenheit festhält: «Die Chemie, Jahrzehnte der ausschlaggebende Motor der nordwestschweizerischen Wirtschaft, zum grossen Teil auch verantwortlich für das hohe Pro-Kopf-Einkommen, befindet sich in einer Konsolidierungsphase. Neu im Vergleich zur vorjährigen Erhebung sind die geringfügig schwankenden und mittelfristig nahezu stabilen Arbeitsplatzzahlen, die es aus heutiger Sicht kaum noch rechtfertigen, die Chemie für die kurz- und mittelfristige Zukunft zu den prosperierenden Schlüsselbranchen des Fundamentalbereichs zu zählen . . . Die umfangreichen angekündigten Restrukturierungsprojekte der Branche deuten zudem darauf hin, dass die Konsolidierungsphase noch längere Zeit anhalten dürfte.»

Die Basler chemische Industrie ist das Musterbeispiel einer Veredelungsindustrie. In diesem Sinne handelt es sich um eine für schweizerische Verhältnisse sehr geeignete Branche. Ihre Produkte sind das Ergebnis von Forschung und Entwicklung. Sie werden in zumeist komplizierten chemischen Verfahren aus importierten Grundstoffen unter Verwendung weitgehend ebenfalls eingeführter Energieträger hergestellt. Die dabei entstehende Wertschöpfung – einfach ausgedrückt: die Spanne zwischen dem Wert der verwendeten Rohstoffe und dem Wert der Fertigprodukte – ist hoch. Diese an sich günstige Sachlage hat aber eine Kehrseite: Der Anteil der festen, von der umgesetzten Warenmenge unabhängigen Kosten ist ebenfalls gross. Es sind diese festen Kosten, die heute Sorge bereiten. Sie fallen zum grössten Teil in den Basler Stammhäusern an, und sie betreffen Leistungen, die, wie noch zu zeigen sein wird, nicht einmal im eigentlichen Sinne als produktiv gelten können.

Die Auslandabhängigkeit der Basler chemischen Industrie ist bekannt; alle drei grossen Unternehmen in Basel erzielen nur wenige Prozente ihrer Umsätze auf dem schweizerischen Markt. Dagegen passt diese Industrie keineswegs ins traditionelle, von Stickereien und Schokolade geprägte Bild einer Exportindustrie, welche in der Schweiz Produkte entwickelt und herstellt und diese hernach auf den Weltmärkten anbietet. Die Verhältnisse sind in der Chemie weniger einfach. Ein grosser Teil der Forschung, Entwicklung und Fabrikation erfolgt tatsächlich in unserem Lande, ein bedeutender und tendenziell wachsender jedoch auch im Ausland. Die Exporte der Basler Industrie bestehen grossenteils nicht aus Fertigprodukten, sondern aus Zwischenstufen oder Wirkstoffen, welche im Ver-

brauchsland zu Fertigprodukten verarbeitet werden. Nur auf diese Weise gelingt es der schweizerischen chemischen Industrie, sich den lokalen Bedürfnissen anzupassen und sich trotz vielfältigen nationalen und internationalen Vorschriften und Beschränkungen auf den ausländischen Märkten zu behaupten. Die grössten direkten Kunden der Basler Stammhäuser sind deshalb die eigenen Konzerngesellschaften im Ausland. Deren Bezüge aus der Schweiz sichern die Beschäftigung bei uns, ein Umstand, der in der Diskussion über den Ausbau der Niederlassungen unserer Industrie im Ausland unter dem Einfluss des Schlagwortes «Werkplatz Schweiz» zu wenig beachtet wird.

Der Haushalt der drei Basler Unternehmen ist im wesentlichen dadurch charakterisiert, dass in der Schweiz zwischen einem Drittel und knapp der Hälfte der Gesamtkosten, aber nur wenige Prozente der Einnahmen anfallen. Die im Ausland erzielten Erlöse müssen also die Kosten der Stammhäuser grossenteils tragen; sie gehen zumeist bei den entsprechenden Konzernniederlassungen ein. Die Verrechnung der in Basel entstehenden Kosten erfolgt durch ein komplexes, in jahrzehntelanger Entwicklung entstandenes System von Abgeltungen, welche teilweise im Warenpreis enthalten sind (sogenannte Transferpreise) oder aber in Form von Royalties und anderen Zahlungen. Die Verrechnung an die ausländischen Gesellschaften und damit die Verteilung auf die entsprechenden Märkte erfolgt nach dem «Arms Length Prinzip», das heisst, die ausländischen Töchter eines Konzerns werden behandelt, als ob sie ein konzernunabhängiger Kunde wären. Unter dem Einfluss der weltweiten Verketzerung der sogenannten multinationalen Unternehmen ist dieses sinnvolle und durchaus natürlich gewachsene System unter Beschuss geraten. Jedermann

hat den Eindruck, er komme bei der Verteilung des Kuchens zu kurz. So sehen viele ausländische Regierungen und manche internationale Behörden, vor allem aber auch in der Entwicklungshilfe engagierte oder marxistischen Ideologien verpflichtete Kreise die Zahlungen innerhalb der Konzerne nicht als legitime Entschädigungen für effektive Dienstleistungen, sondern als versteckte Gewinntransfers, denen man mit gesetzlichen, administrativen und fiskalischen Mitteln zu Leibe rücken müsse. Man sollte sich in Basel vergegenwärtigen, dass schätzungsweise jeder dritte der in den Stammhäusern tätigen Angestellten aus Mitteln entlohnt wird, welche gegen solche Widerstände hereinkommen müssen.

#### *Grosser Aufwand für Qualitätskontrolle, Ökologie, Information*

Leider beschäftigt sich aber ein immer kleinerer Teil dieser qualifizierten Arbeitskräfte mit der Entwicklung, der Herstellung und dem Verkauf von Produkten, also mit dem, was der chemischen Industrie – wie mitunter zu lesen ist – «das grosse Geld bringt». Ein seit Jahren wachsender Teil widmet sich Aufgaben der Produktsicherheit und der Qualitätskontrolle, der Ökologie oder stellt Unterlagen zur Information von Behörden, Öffentlichkeit und Bürgerinitiativen bereit. Gegen die Anliegen des Umweltschutzes, der Produktsicherheit, des korrekten Verhaltens auf den Märkten und in der Völkergemeinschaft oder gegen das Bedürfnis nach Information über das Geschehen in wichtigen Unternehmen ist nun sicher nichts einzuwenden. Man muss sich nur darüber Rechenschaft geben, dass das alles sehr viel Geld kostet, dass dieses Geld auf den Märkten verdient werden muss und dass die Kosten eben in den Konzernzentralen anfallen und dort gedeckt werden müssen. Problematisch wird die Sache dann, wenn an den

Produkten nicht mehr die Wirkungen, sondern nur die Nebenwirkungen interessieren, wenn Behörden unter dem Druck einer verängstigten Öffentlichkeit Anordnungen treffen, die mehr ihrer eigenen Absicherung als der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt dienen, wenn immer mehr Versuche gefordert und gleichzeitig die geforderten Versuche (zum Beispiel an Tieren) abgelehnt werden, wenn der Nachweis der Sicherheit bald mehr kostet als die Sicherheit selber, das Wohlverhalten weniger Mühe macht als der Beweis des Wohlverhaltens, wenn die Glaubwürdigkeit wichtiger wird als die Wahrheit.

#### *Das «Stammhausproblem»: Finanzierung der festen Kostenblöcke*

Die in den letzten Jahren eingetretenen (und wahrscheinlich dauerhaften) Änderungen der Wechselkurse des Schweizer Frankens haben zudem zur Folge, dass die Zahlungen, die aus dem Ausland effektiv eingehen, in Franken ausgedrückt einfach nicht mehr das sind, was sie einmal waren. Man denke nur daran, dass vor einem Jahrzehnt der amerikanische Dollar Fr. 4.30 wert war, während er geraume Zeit erheblich unter Fr. 2.– lag und sich nun wenig über diesem Niveau zu stabilisieren scheint und dass jede Deutsche Mark, die einmal Fr. 1.20 brachte, heute noch 85 Rappen gilt. So sind nicht nur die Waren ganz oder teilweise schweizerischen Ursprungs für den ausländischen Kunden teuer geworden, auch der Frankenwert der Fixkostenbeiträge ausländischer Niederlassungen ist gesunken. Alles zusammen hat das entstehen lassen, was man heute als das «Stammhausproblem» bezeichnet. Auf einen knappen Nenner gebracht, stellt sich die Frage: Wie können die festen Kostenblöcke der Stammhäuser inskünftig finanziert werden? Niemand kann diese Frage abschliessend beantworten, doch besteht weit-

gehend Einigkeit darüber, dass hohe Inflationsraten in der Schweiz, welche die hier zu deckenden Kosten erhöhen, für die Industrie gefährlicher sind als ein starker Schweizer Franken auf den Devisenmärkten.

Jedermann weiss, dass die chemische Industrie in Basel mit der Herstellung von Textilfarben begonnen hat. Die in einem weiten Sinne «technischen» Chemikalien, wie Farben oder Kunststoffe, spielen auch heute noch eine keineswegs unbedeutende Rolle, insbesondere im Arbeitsprogramm von Ciba-Geigy. Indessen haben die «biologischen» Chemikalien, wie Pharmazeutika, Pflanzenschutzmittel und Lebensmittelzusätze, relativ an Bedeutung gewonnen – ein Umstand, der besonders für die emotionell-politischen Umweltbedingungen der Industrie von Bedeutung ist. Manche der von den Basler Unternehmen entwickelten Produktbereiche und Märkte sind auch «reife Geschäfte» geworden, das heisst, sie haben sich von fortschrittlichen, ja gelegentlich bahnbrechenden Neuerungen, die den rechtlichen Schutz des Patents und den faktischen eines grossen Wissensvorsprungs genossen haben, zu Geschäftsbereichen entwickelt, die einem scharfen Konkurrenzdruck unterliegen und bei denen der Preis fast allein über den Markterfolg entscheidet. Diese Gebiete sind, wie Dr. Samuel Koechlin an der Generalversammlung von Ciba-Geigy überzeugend dargelegt hat, auch für die Basler Industrie keineswegs uninteressant, nur muss man sich der reduzierten Wertschöpfung bewusst sein und einsehen, dass diese Bereiche nur bei grossen Mengenumsätzen in der Lage sind, auch grosse Kostenblöcke zu tragen.

Es kann unter diesen Umständen nicht überraschen, dass die chemische Industrie auch Tätigkeitsgebiete ausserhalb der angestammten Bereiche gesucht und gefunden hat. Sandoz betätigt sich in der Bereitstellung von

Saatgut und in der Lebensmittelindustrie. Ciba-Geigy und Roche haben in den mit der Chemie und der Medizin verbundenen Apparatebau diversifiziert. Damit wird eine breitere Basis angestrebt, aber vorerst sind diese neuen Sparten noch kaum in der Lage, grössere Beiträge zum wirtschaftlichen Erfolg zu liefern; sie erfordern zumeist noch Aufbauhilfe. Sie sind Investitionen für die Zukunft.

### *Innovationskraft und Grundlagenforschung*

Angesichts dieser Feststellungen mag sich die Frage aufdrängen, wo denn die vielgerühmte Innovationskraft der Basler Chemie, das ungestüme Vorwärtsdrängen ihrer qualifizierten und begeisterten Forschungsteams geblieben sei. Sind sogenannte Durchbrüche, bahnbrechende wissenschaftlich und wirtschaftlich interessante Neuerungen, wie sie in vergangenen Jahrzehnten relativ häufig waren, ausgeblieben? Sind solche gar nicht mehr zu erwarten? Ist die Basler Forschung müde geworden? Keineswegs. Man darf zunächst festhalten, dass sich die soeben aufgeworfenen Fragen nicht nur in Basel, sondern überall stellen. Der Fortschritt vollzieht sich eben generell nicht in der Form eines gleichmässigen Aufstiegs, sondern viel eher in Stufen, auf welche jeweils mehr oder weniger ebene Strecken folgen. In diesen scheinbar wenig fruchtbaren Perioden werden die für die praktische Anwendung des Wissens und damit für den Menschen wichtigeren kleinen Fortschritte erzielt. Zwei Beispiele: Aus einem Vitamin-D-Metaboliten entsteht ein zwar selten gebrauchtes, aber für schwer nierenkranke Patienten lebenswichtiges Präparat zur Verhütung des gefährdeten Knochenzerfalls, und aus dem altbekannten Kunststoff Araldit® werden Gewicht und Energie sparende Kardanwellen für Automobile entwickelt.

Während dieser Perioden müssen auch die Grundlagen für die kommenden Resultate erarbeitet werden. Und gerade in dieser Hinsicht ist in Basel mehr geleistet worden als in industriellen und akademischen Zentren von zahlenmässig weit grösserer Bedeutung. Das vergangene Jahrzehnt hat in Basel drei Institutionen der Grundlagenforschung hervorgebracht, wovon zwei ausschliesslich durch die Industrie getragen werden und das dritte auf Initiative und unter wesentlicher Starthilfe der Industrie geschaffen wurde: Das Institut für Immunologie Basel (Roche), das Friedrich-Miescher-Institut (Ciba-Geigy) und das Biozentrum an der Universität. Alle drei Institute sind Stätten der Grundlagenforschung, die in der relativ kurzen Zeit ihrer Existenz internationale Bedeutung erlangt haben und deren – nicht kommerziell ausgerichtete – Arbeit die industrielle Forschung in vielerlei Hinsicht befruchtet.

Grundlegend neue Produkte, Verfahren oder Therapien, die auch kommerziell Erfolge versprechen, werden vermutlich in vielen Fällen auf verbesserten Einsichten in die biologisch-chemischen Mechanismen der Zelle beruhen. Es wäre freilich falsch, dabei etwa nur an den medizinischen Bereich zu denken, in welchem molekularbiologische Vorgänge selbstverständlich und ihre Bedeutung für Diagnose und Therapie unmittelbar zu erkennen sind. Biologische Herstellungsverfahren unter Verwendung genetisch veränderter Mikroorganismen eröffnen auch die Aussicht, Substanzen herstellen und testen zu können, die bisher synthetisch kaum erreichbar waren. Sie könnten in absehbarer Zeit manche Prozesse der gebräuchlichen chemischen Synthese ablösen und damit den technischen Bereich der chemischen Industrie grundlegend verändern. Basel hat die Herausforderung angenommen.

### *Stichwort Interferon*

Es kann nicht ausbleiben, dass in diesem Zusammenhang auch das Stichwort Interferon fällt. Das Wort bezeichnet ein Lieblingsthema der Massenmedien der letzten zwei Jahre, und es ist für Basel insofern von besonderer Bedeutung, als die Basler Industrie – grosse und kleine Unternehmen – nicht nur in die Schlagzeilen geriet, sondern auch intensiv geforscht hat. Interferone (es gibt mehrere) sind eine biologisch sehr wirksame Substanzklasse innerhalb des komplexen Immunsystems des Körpers. Sie steuern Abwehrmechanismen, zum Beispiel gegen Vireninfektionen, und es wird vermutet, dass ihre Aktivität auch im Gebiet der Krebsbekämpfung nutzbar sein könnte. An dieser, nur durch wenige und noch kaum aussagekräftige klinische Versuche gestützten Hoffnung – oder vielleicht eher noch an der verbreiteten Krebsangst – hat sich denn auch die Publizität entzündet.

Die Interferon-Substanzen sind erst 1956 entdeckt worden. Nach einer langen Reihe von Misserfolgen ist in den letzten drei Jahren die Herstellung mehrerer Interferone gelungen. Damit fängt aber die Hauptarbeit erst an: Noch weiss man über ihre Wirkungen und Nebenwirkungen wenig; ein gebrauchsfertiges Produkt ist noch fern. Enttäuschungen, hoffentlich nur vorübergehende, sind mit Sicherheit zu erwarten. Die Interferonforschung ist ein Beispiel für die ungebrochene Risikobereitschaft der Basler Industrie und ihren Willen, an der Front mitzuhaltten. Sie ist auch ein Beispiel für die Befruchtung der industriellen Forschung durch die nicht nach wirtschaftlichen Zielen orientierten Institute für Grundlagenforschung wie auch für die internationale Zusammenarbeit innerhalb der Industrie. Die Publizität um die Interferone ist darüber hinaus ein Zeichen der Zeit: Sie weckte so bei

vielen bedauernswerten Patienten mindestens zurzeit unerfüllbare Hoffnungen. Wer die zahlreichen Briefe gelesen und die bis zu den Spitzen der Konzerne gelangenden Anrufe verzweifelter Menschen gehört hat, die nach Lieferung eines noch nicht existierenden Medikaments schrien, muss sich die Frage stellen, ob das eine unvermeidliche Nebenwirkung des legitimen Informationsbedürfnisses der Öffentlichkeit sei.

### *Das schwierige Informationsproblem*

Die chemische Industrie steht vor einem Informationsproblem schwer vorstellbaren Ausmasses. Die Chemie als Wissenschaft ist dem Laien eine fremde Welt. Vermutlich ist das die Folge des hohen Grades von Abstraktion, der diesem Wissensgebiet eigen ist und der in der Formelsprache des Chemikers seinen Ausdruck findet. Chemische Verfahren erscheinen, obgleich jeder Kochprozess im Haushalt ein chemischer Vorgang ist, geheimnisvoll. Jedermann weiss, dass chemische Substanzen giftig sein können, manche von ihnen auch brennbar oder explosiv; Chemie «stinkt». In einer Zeit, in welcher die Menschen ganz allgemein von schweren Zweifeln an der Technik und an der von ihnen selber geschaffenen Zivilisation geplagt werden, muss diese Industrie zwangsläufig ins Spannungsfeld der Kritik geraten. Das zweifellos vorhandene Gefahrenpotential ist zwar bei der Chemie nachweisbar nicht grösser als bei andern Industrien oder weit geringer als beispielsweise im Strassenverkehr. Die psychologische Situation aber ist eine völlig andere. Der Mensch glaubt – zu Recht oder Unrecht – das Ausmass und die Art der Gefahr nicht erkennen und abschätzen zu können, und dies führt zu einer diffusen Angst, welche im zurzeit geläufigen Schlagwort der «Chemisierung des Lebens» seinen Ausdruck findet. Die in der chemi-

schen Industrie an verantwortlicher Stelle Tätigen sind sich bewusst, dass auch diese Ängste einen realen Hintergrund haben, und arbeiten unter grossem Einsatz modernster Wissenschaft und Technik an der Vermeidung aller erkennbaren Gefahren. In der Sache sind diese Bemühungen erfolgreich, im emotionellen und psychologischen Bereich sind sie es bisher kaum. Es zeigt sich sogar so etwas wie ein unheilvoller Kreislauf, denn jede im Sicherheitsbereich oder im Bereich des Umweltschutzes erzielte Problemlösung schärft auch das Bewusstsein für das Existieren latenter Gefahren. Durch die vor allem im Zusammenhang mit der Förderung der Produktsicherheit in den letzten Jahren hoch entwickelte chemische Analytik ist es heute möglich, in unserer Umwelt – von der Luft über das Wasser bis zur täglichen Nahrung – Spuren von Substanzen nachzuweisen, die man noch vor wenigen Jahren ganz einfach nicht erkennen konnte. Sie waren schon immer da, und man hat damit über Generationen hinweg ruhig gelebt, heute werden sie als Gefahr empfunden und erlitten. Dieser Haltung entspricht die Sehnsucht nach allem, was als «natürlich» empfunden wird, und wenige geben sich Rechenschaft darüber, dass die Natur aus chemischen Substanzen besteht und dass das Leben in Form von biochemischen Prozessen abläuft, ganz abgesehen davon, dass der Mensch früherer Generationen, den wir heute als naturnah empfinden, die Natur durchaus als feindlich und bedrohend erlebt hat.

### *Gefährlicher Negativismus*

Niemand wird ernsthaft bestreiten, dass wir durch unsere Technik die Natur verändert, belastet und auch vielfach geschädigt haben. Diese negativen Folgen der Entwicklung sind aber wohl weniger direkte Einwirkungen der Technik und der ihr zugehörigen Chemie als

die indirekten Auswirkungen der durch Technik, Hygiene und andere Fortschritte eingeleiteten Bevölkerungsvermehrung und der Ballung der Bevölkerung auf engem Raum. Die chemische Industrie ist denn auch durchaus bereit, strenge Umweltvorschriften zu akzeptieren, wenn sie sinnvoll sind; mit sinnvollen Vorschriften kann sie leben. Die Basler chemische Industrie hat auch die verbreitete Sorge um unser Leben und unsere Umwelt als Herausforderung angenommen. Sie ist überzeugt, dass die Probleme lösbar sind, dass die Lösungen nur technischer Art sein können und dass die Chemie darin eine ausschlaggebende Rolle spielt. Sie stellt jedoch nicht ganz ohne Sorge fest, dass viele, vor allem auch jüngere Zeitgenossen, die Situation als ausweglos empfinden und sich auf einen völligen Negativismus zurückziehen. Diese Haltung erschwert selbst das verantwortungsbewusste Anpacken von Zukunftsproblemen. Zwei in der Sache sehr unterschiedliche Beispiele mögen das illustrieren:

- Die in der Region Basel besonders ausgeprägte Abwehrhaltung der Kernenergie gegenüber (Gründe dafür gibt es, gewiss) hatte zur Folge, dass die Industriellen Werke Basel den künftigen Bedarf an elektrischer Energie der Basler Chemiebetriebe auf die Dauer nicht mehr sicherstellen konnten. Elektrische Energie ist aber gerade für die angestrebten Lebensformen unerlässlich; ihr Anteil am gesamten Energiebedarf steigt mit zunehmendem Sicherheitsbedürfnis, mit höheren Anforderungen an den Umweltschutz und wenn an anderen Energien gespart wird. Die Basler chemischen Unternehmen waren deshalb schon in Erfüllung einer Sorgfaltspflicht gezwungen, sich durchaus entgegen ihrer langjährigen Politik an einer Gesellschaft der Elektrizitätswirtschaft zu beteiligen, um die Deckung des zukünftigen Bedarfs sicherzustellen.

- Bei den Jugendlichen in der Schweiz hat das Interesse an der Ergreifung des Chemiestudiums derart nachgelassen, dass ein genügender Nachwuchs nicht ohne weiteres gesichert erscheint. Manches deutet zudem darauf hin (genaue Erhebungen fehlen leider), dass diese Erscheinung in der Nordwestschweiz, der eigentlichen «Chemieregion» unseres Landes, eher ausgeprägter ist als in anderen Landesgegenden, dies im Gegensatz zum wachsenden Interesse an den Studienrichtungen Medizin, Biologie, Veterinärmedizin und Pharmazie, die sich zeitweilig geradezu zu «Modestudien» entwickelt haben.

### *Strukturelle Massnahmen nichts Einmaliges*

Die Veränderungen in der inneren Struktur und der Organisation der chemischen Unternehmen in Basel, welche zurzeit verständliches Aufsehen erregen, sind als Massnahmen zu verstehen, mit denen sich die Industrie den Gegebenheiten der Gegenwart und den Forderungen der Zukunft anpasst. Es geht darum, gesunde Unternehmen gesund zu erhalten. Es handelt sich auch keineswegs um erstmalige Vorkommnisse, ganz im Gegenteil. Die Organisationsstruktur jedes Unternehmens muss periodisch revidiert und neuen Gegebenheiten angepasst werden. Dasselbe gilt für die Forschungsziele. Solche Reorganisationen, welche auf einzelnen Gebieten notwendigerweise mit Straffungen verbunden sind, haben sich bei allen Unternehmen in unterschiedlicher Form immer wieder abgespielt. Im Zeitalter allgemein höherer Transparenz findet aber auch das interne Geschehen in einem Unternehmen unter grösserer Anteilnahme der Öffentlichkeit statt, als dies früher der Fall gewesen ist. Dieses Interesse ist in einer Stadt, die mit der chemischen Industrie so eng verflochten ist wie Basel, begreiflich. Soweit dar-

in das Interesse eines Gemeinwesens an einer gesunden Industrie und damit einer gesunden wirtschaftlichen Basis zum Ausdruck kommt, ist es sogar zu begrüßen. Unsere Generation hat sich aber angewöhnt, sich den positiven Aspekten ebenso zu «verweigern», wie sie geneigt ist, die Leistung abzulehnen, welche nicht nur die Gesellschaft oder das «System», sondern das Leben von uns verlangt. Wir können die Probleme mit Zuversicht angehen, wenn wir uns bewusst bleiben, dass wir nicht den Fünfer und das Weggli haben können: die Sicherheit des guten Basler Arbeitsplatzes und den Verzicht auf harten kommerziellen Einsatz auf allen Märkten, die Sicherheit von

Arzneimitteln, Lebensmitteln oder hygienischen Produkten *ohne* entsprechende Versuche auch am Tier, den Komfort unseres Lebens *ohne* die entsprechenden Güter und Dienstleistungen. Das sind letztlich die Probleme, mit denen sich die chemische Industrie heute auseinandersetzt. Sie tut es in einer Stadt, die eine fast einmalige Konzentration von chemischer Industrie aufweist und in der ausländische Besucher immer wieder ihre höchste Überraschung äussern, welche Lebensqualität sie biete – trotz oder wegen der chemischen Industrie. Vor allem Besucher, die zum erstenmal nach Basel kommen, haben ganz anderes erwartet . . .